

MIX

MAGAZIN FÜR VIELFALT
GRAUBÜNDEN

Wer wohnt wo? Was die Wahl des Wohnorts für die Migrationsbevölkerung bedeutet

Lebensnah Vom Operationsaal ins Bergdorf

Nachgefragt Was Comedian Reena Krishnaraja antreibt

Brusio

TRUN

ZERNEZ

Klosters-Serneus

N SOAZZA le

SAMEDAN

PROMONTOGNO

Pany

Landquart

Disentis
Mustér

Splügen

Casaccia

Celerina
Schlarigna

DAVOS

Chur

DOMLESCHG

Breil / Brigels

Felix Birchler
Leiter Fachstelle Integration

EDITORIAL



RUMANTSCH



ITALIANO



Liebe Leserin, lieber Leser

Wohnen ist etwas höchst Privates. Vielleicht sogar die Definition von Privatsphäre: Ich entscheide selbst, wen ich in meine Wohnung lasse und wen nicht. In der liberalen Schweiz gilt seit jeher der Grundsatz, dass das, was in den eigenen vier Wänden geschieht, niemanden etwas angeht. Natürlich hat dieses Prinzip Grenzen – doch das Bedürfnis nach einem geschützten, selbstbestimmten Lebensraum ist tief verankert.

Gleichzeitig ist Wohnen weit mehr als eine individuelle, private Angelegenheit. Es ist eine zutiefst politische Frage, die nicht nur Immobilienmärkte, sondern beispielsweise auch Gesetze oder planerische Entscheide berührt. Die aktuelle Diskussion um die Wohnungsnot – in Graubünden wie im ganzen Land – zeigt, wie schnell daraus ein Schwarzer-Peter-Spiel wird, bei dem jede Seite der anderen die Verantwortung zuzuschieben versucht. Besonders im Migrationsbereich treten heikle Fragestellungen auf: Sollen Geflüchtete ihren Wohnort frei wählen dürfen? Nach welchen Kriterien sollen sie über den Kanton verteilt werden? Sind abgelegene Täler als Wohnsitz für die Integration zumutbar? Und in welchem Zustand muss der Wohnraum mindestens sein, wenn Sozialhilfebeziehende darin leben müssen?

In dieser Ausgabe der MIX öffnen wir die Tür einen Spalt in die private Wohnwelt von Menschen mit Migrationsgeschichte. Wir beleuchten, wie entscheidend Lage, Zustand und Umfeld einer Wohnung für Integration, Teilhabe und langfristiges Bleiben sind – und wie sehr diese Faktoren von politischen Weichenstellungen abhängen. Eine Wohnung ist eben nicht nur ein Dach über dem Kopf, sondern ein Ort der Sicherheit, der Begegnung und der Vertrautheit. Wer hier heimisch werden soll, braucht mehr als einen Wohnungsschlüssel: Er oder sie braucht ein Umfeld, das Perspektiven eröffnet und Brücken baut.

Eine bereichernde Lektüre!

Impressum

OKTOBER 2025

MIX Magazin für Vielfalt Graubünden erscheint einmal jährlich und kann kostenlos abonniert werden: info@integration.gr.ch

HERAUSGEBER

Amt für Migration und Zivilrecht Graubünden
Fachstelle Integration

KONTAKT

Astrid Hüni, Informationsbeauftragte
Tel. +41 81 257 25 21, astrid.hueni@afm.gr.ch



REDAKTION

Philipp Grünenfelder, Büro für Kommunikation
www.philippgruenenfelder.ch

GESTALTUNG

Konzept: Sibylle Ryser, Andrea Gruber
Art Direction und Gestaltung: Sibylle Ryser
www.sibylleryser.ch
Foto Titelbild: Donata Ettlín

DRUCK

Casutt Druck AG, Chur; Auflage: 15 500 Ex.



2 EDITORIAL

4 NACHGEFRAGT

Reena Krishnaraja begeistert mit Stand-up-Comedy

THEMA: WOHNEN IN DER STADT UND AUF DEM LAND

- 6** Wer wohnt wo? Die Bedeutung des Zuhauses in der Integration
- 10** Wo sind wir da gelandet? So unterschiedlich ist das Ankommen.
- 12** Interview: Marika Gruber über Migration im ländlichen Raum

15 CARTE BLANCHE

Francesco Micieli schreibt und singt in Terra Vecchia

KANTON GRAUBÜNDEN

- 16** Lokaltermin in Disentis/Mustér: Momente des Glücks
- 18** Engagiert: Hamid Qasmi, Verfechter einer fundierten Ausbildung
- 20** Fachstelle Integration: neue Stelle für medizinische Früherfassung

LEBENSNAH

- 22** Vom Operationsaal ins Bergdorf



20 *Integration trotz gesundheitlicher Hindernisse: Laila Alami gab nie auf, sie fing einfach anders an.*



6 *Wenn Integration, Raumplanung und Wohnpolitik gut ineinandergreifen, wird die neue Heimat auch wirklich zum Zuhause.*

16 *Das Projekt «connect» bringt Menschen aus Transitzentren mit der Bevölkerung zusammen. Ein Besuch in Disentis/Mustér beim Kaffeekränzchen.*



«Zuhören fällt mir eindeutig schwerer als reden»

Reena Krishnaraja begeistert als Stand-up-Comedian mit ihrem klugen, pointierten Humor. Ein Gespräch über absurde Alltagserlebnisse und die angenehm unangenehme Frage nach ihren «Wurzeln».

INTERVIEW:
PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTOS:
TINGS GMBH

MIX: Reena Krishnaraja, Sie stehen als junge Frau mit scharfem Wortwitz auf Schweizer Bühnen. Wann wussten Sie: Das will ich professionell machen?

Reena Krishnaraja (RK): Der Gedanke, Comedy ernsthaft zu verfolgen, kam schrittweise. Für meine Maturaarbeit wollte ich ein Theaterstück schreiben, aber mein Lehrer fand das zu aufwendig – so bin ich beim Stand-up gelandet. Als darauf erste Bühneneinladungen und 2022 der Newcomer-Preis «SRF 3 Best Talent Comedy» folgten, wurde es realer. Bei einem Mittagessen in jener Phase sagte meine damalige Chefin – ich arbeitete noch in einer Marketingagentur – sinnig: «Jetzt ist der perfekte Moment. Tu es!» Darauf habe ich mich bei der Ausgleichskasse tatsächlich als Selbstständige angemeldet – und sie zu meiner Managerin gemacht (lacht). Es war überwältigend, wie viele an mich glaubten. Das hat mir den nötigen Mut gegeben.



MIX: Sie sind in Grub im Appenzellerland aufgewachsen, Ihre Eltern sind aus Sri Lanka dorthin gekommen. Auf diese «Wurzeln» werden Sie immer wieder angesprochen. Wie erleben Sie das?

RK: Grundsätzlich freut es mich, wenn Menschen neugierig sind. Die Frage nach der Herkunft zeigt ja auch, wie komplex das Thema Heimat heute ist. In meinem Elternhaus zum Beispiel war vor allem Sri Lanka präsent, in der Schule wiederum die Schweiz. Dieses Spannungsfeld kennen viele Secondas und ich empfinde es als bereichernd. Wenn mir mit der Herkunftsfrage zu verstehen gegeben wird, dass ich «anders» bin und ich mich dafür rechtfertigen muss, dass ich hier geboren und daheim bin, dann wird es schwierig...

«Zwei kulturelle Prägungen sind vor allem ein riesiger Schatz. Für meine Bühnenarbeit eine wahre Fundgrube.»

MIX: Wie beeinflusst das angesprochene Spannungsfeld Ihren Alltag?

RK: Die Erfahrung erweitert meinen Blick. Auch wenn es innerlich zu Reibung führen kann, sind zwei kulturelle Prägungen vor allem ein riesiger Schatz. Für meine Bühnenarbeit eine wahre Fundgrube. Ich erlebe zudem, dass ich dadurch leichter verschiedene Perspektiven einnehmen und vielleicht auch empathischer sein kann.

RUMANTSCH



ITALIANO



«Als Comedian darf ich wehtun, aber nicht beliebig sein. Mitentscheidend ist, ob es den Lacher wert ist.»

MIX: Als Frau auf der Bühne – zumal mit Migrationshintergrund – werden Sie bisweilen politisch kategorisiert. Ist das eine Last oder eine Chance?

RK: Beides. Wenn man in meinem Job ein hervorragendes Profil hat, ist das gut. Manchmal fühlt es sich aber an, als müsste ich da oben auf der Bühne allein eine ganze Gruppe repräsentieren – die Frauen, die Migrantinnen, die Jungen. Umgekehrt fällt man an gewissen Abenden auch wirklich auf, als einzige oder eine der wenigen weiblich gelesenen Comedians. Es ist menschlich, in Schubladen zu denken – ich mache das auch. Entscheidend ist, ob man sich die Mühe macht, Menschen nach dem ersten Reflex differenziert zu sehen. Auch deshalb versuche ich, mit Klischees zu spielen – und sie zu brechen.

MIX: Wie gelangen Sie an Ihre Themen und wie bearbeiten Sie diese für die Bühne?

RK: Oft reicht ein absurdes Alltagserlebnis, das mich beschäftigt, das ich weiter-spinne. Auch aus Gesprächen mit Freunden oder Social Media greife ich Themen auf. Am liebsten teste ich sie ad hoc auf der Bühne. Kommt etwas an, notiere ich mir Stichworte dazu. Früher ging das ohne. Mal schauen, ob ich mich mit zunehmendem Alter nur noch mit ausformulierten Texten vor das Publikum traue (lacht).

MIX: Sie betonen, dass Sie keine blossen Tabubrüche brauchen wollen, um humorvoll zu irritieren. Weshalb?

RK: Als Comedian darf ich wehtun, aber nicht beliebig sein. Ich greife ja auch Dinge auf, die in der Gesellschaft tabuisiert werden oder wurden – in erster Linie stelle ich dann aber die Frage nach dem Warum in den Raum. Mitentscheidend ist auch, ob ich als Zuschauerin selbst darüber lachen könnte. Und ob es den Lacher wert ist.

MIX: Sie studieren in Bern Soziologie, Kommunikation und Politik, gleichzeitig machen Sie professionell Comedy. Inwiefern beeinflussen sich diese Welten?

RK: In erster Linie ist es organisatorisch herausfordernd (lacht). Inhaltlich ergänzen sie sich gut. Das Studium gibt mir Struktur und hilft, gesellschaftliche Zusammenhänge zu verstehen. Die Comedy ist mein kreativer Gegenpol – weniger strukturiert, dafür direkter. Langfristig will ich beides verbinden, aber aktuell liegt mein Fokus stärker auf der Bühne – auch dank des Erfolgs.

MIX: Auch einen Podcast machen Sie, schreiben Kolumnen, sind auf Social Media aktiv. Wo fühlen Sie sich am wohlsten?

RK: Ganz klar auf der Bühne. Nur dort entsteht echte Interaktion. Man spürt das Publikum, kann spontan sein, darf auch

mal scheitern – und wird trotzdem getragen. Andernorts fehlt diese Dynamik. Für mich lebt Comedy eindeutig vom Moment.

MIX: Wie erleben Sie das, wenn Sie selbst mal im Publikum sitzen?

RK: Was soll ich jetzt sagen? Zuhören fällt mir eindeutig schwerer als reden (lacht). Ich konsumiere Comedy lieber zu Hause mit Sitcoms und Serien.

MIX: Zum Schluss: Gibt es etwas, das Sie der 14-jährigen Reena mit auf den Weg geben würden?

RK: Ich würde ihr sagen: Du musst nicht leise sein. Trau dich, zu sein, wie du bist – nicht zu Hause die eine und in der Schule die andere. Es gibt genug Menschen, die dich genau dafür mögen, was du alles bist. Und: Jeggings sind keine Hosen (lacht). ●





Wer wohnt wo? *Bezahlbarer Wohnraum ist knapp und gerade für Menschen mit Migrationsgeschichte besonders schwer zu finden. Dabei ist nicht nur die Wohnung ein entscheidender Faktor für Lebensqualität und Teilhabe, sondern auch das soziale Umfeld, in dem sie sich befindet. Wie Integration, Raumplanung und Wohnpolitik ineinandergreifen – und was es braucht, um sich in der neuen Heimat auch zu Hause zu fühlen.*

Eine Wohnung ist weit mehr als nur vier Wände mit Dach. Sie ist für die allermeisten der Lebensmittelpunkte. Ein sicherer Hafen, in dem wir zur Ruhe kommen, ein Ort der Geborgenheit und Vertrautheit, aber auch ein Raum der Begegnung. Hier werden Mahlzeiten geteilt, Geschichten erzählt, Lebenskapitel begonnen und abgeschlossen. Oder eben nicht – denn wer keinen solchen Hafen hat oder in beengenden, lärmigen Wohnverhältnissen mit wenig Privatsphäre lebt, spürt diese Einschränkung in nahezu jedem Lebensbereich. Gerade für Menschen mit Migrationsgeschichte ist das Wohnen eine der wichtigen Weggabelungen auf dem Integrationsweg – ein Schlüssel, der Türen öffnen oder verschlossen halten kann. Und doch steht das Thema selten im Rampenlicht der öffentlichen Diskussion um die Integration.

Suche nach einem Zuhause

Eine, die immer wieder auf die Bedeutung des Faktors Wohnen hinweist, ist Rebekka Ehret, Ethnologin an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, Institut für Soziokulturelle Entwicklung. «Integration findet in Lebensräumen statt – also dort, wo sich

Menschen begegnen, arbeiten, zur Schule gehen und eben auch wohnen.» So hätten Orte, in denen unterschiedliche Gruppen aufeinandertreffen und miteinander

den Alltag teilen, besonders viel Potenzial, als soziale Brückenräume zu wirken – vorausgesetzt, die Rahmenbedingungen stimmen. Und stimmen sie? Die Zahlen des Bundesamtes für Statistik werfen erste Fragezeichen auf in Bezug auf die Wohnverhältnisse der Migrationsbevölkerung. So ist den Zahlen zu entnehmen, dass Menschen mit Migrationshintergrund im Schnitt 10% mehr Miete

«Menschen mit Migrationshintergrund bezahlen im Schnitt zehn Prozent mehr Miete pro Quadratmeter.»



pro Quadratmeter bezahlen – bei häufig schlechterer Ausstattung. Weiter ist die durchschnittliche Wohnfläche pro Person bei dieser Gruppe deutlich kleiner. Während im Schnitt jede Person in der Schweiz 47 Quadratmeter Wohnfläche beansprucht, leben Personen mit Fluchthintergrund oft in Wohnungen mit weniger als 20 Quadratmetern pro Kopf. Soweit die Zahlen.

Aber Wohnen ist eben auch ein zutiefst emotionales Thema. «Vertrautheit zu einem Ort und seinem Umfeld entsteht nicht automatisch – sie wächst mit der Zeit, durch kleine Routinen und durch das Gefühl von zwischenmenschlicher Sicherheit», so Ehret. Wer aber eine unbefriedigende Wohnsituation habe oder ständig umziehen müsse, dem falle es schwer, heimisch zu werden, der bleibe fremd – nicht nur für andere, sondern auch für sich selbst.

«Wer eine unbefriedigende Wohnsituation hat oder ständig umziehen muss, bleibt fremd.»

«Mit negativen Auswirkungen auf die gesamte Familie, die Entwicklung der Kinder, die Bildungs- und die berufliche Laufbahn, die psychische Gesundheit und letztlich auch die Integration», so die Wissenschaftlerin.

Nichts als Absagen

Azeb Gima* kennt das nur zu gut. Die Eritreerin lebt seit über zwölf Jahren in Chur. Sie arbeitet Teilzeit, ist alleinerziehende Mutter von vier Töchtern im Alter von 9 bis 16 Jahren. Vor einiger Zeit wurde ihr die Wohnung gekündigt. Der jetzige Vermieter duldet die Familie zwar noch auf Zusehen, investiert aber nichts mehr in den Unterhalt der Wohnung. Die 40-Jährige sucht deshalb seit geraumer Zeit verzweifelt ein neues Zuhause – bisher erfolglos. «Ich habe auf über hundert Inserate reagiert», erzählt sie. «Manchmal kommt gar nichts zurück. Oder es heisst: «Leider schon vergeben.» Die Wohnsituation ist prekär, in der Küche funktioniert seit Wochen das Licht nicht mehr. Die Räume sind feucht, an manchen Stellen sogar tropfnass, alles nur noch behelfsmässig eingerichtet. Es ist ein Schwebestadium. «Erschwerend kommt hinzu, dass meine jüngste Tochter gesundheitlich belastet ist», erzählt Gima mit Verbitterung in der Stimme. Die Kinder würden sich schämen, Freundinnen nach Hause einzuladen.

Die Erfahrung von Familie Gima steht beispielhaft für viele, die trotz intensiver Suche partout kein neues Zuhause finden. «Zahlreiche Wohnungssuchende haben Mühe – unabhängig vom Migrationshintergrund», betont Rebekka Ehret. Sie verweist für diese Gruppe Wohnungssuchender aber auf zusätzlich erschwerende Faktoren, wie zum Beispiel Diskriminierung. Diese geschehe meist leise, dafür systematisch. Ehret nennt es «strukturell eingebettete Ausgrenzung». Tatsächlich zeigt die Forschung, dass Menschen mit ausländisch klingenden Namen, mehreren Kindern oder nicht klassisch schweizerischer Erwerbsbiografie häufiger Absagen erhalten. «Manchmal reicht schon

* Nachname geändert



der kleinste Hinweis auf die Herkunft, und das Dossier wird zur Seite gelegt», so die Ethnologin. Besonders betroffen seien alleinerziehende migrantisierte Frauen. «Wer viele Kinder hat, gilt als laut. Wer alleinstehend ist, als finanzielles Risiko. Wer beides ist, fällt sofort durchs Raster.» Gleichzeitig sind es gerade sozial und wirtschaftlich schlechter gestellte Menschen, die auf stabile Wohnverhältnisse angewiesen sind, um vorwärtszukommen.

Fehlender Dialog

Viele Vermieterinnen und Vermieter stehen potenziellen Mieterinnen und Mietern mit Migrationsgeschichte skeptisch gegenüber. Diese Haltung beruht häufig auf verallgemeinernden Vorstellungen oder vereinzelt Negativerfahrungen, etwa in Bezug auf mögliche Zahlungsrückstände, Konflikte wegen Lärm oder einer vermeintlichen Überbe-

legung der Wohnung. Die meisten würden offenen Rassismus wohl abstreiten, meint Ehret, «aber die Diskriminierung passiert trotzdem.» Entgegenwirken könnten gezielte Informationskampagnen, nieder-

schwellige Vermittlungsangebote oder Instrumente wie Mietzinsgarantien, weiss Ehret. «Ich habe Konzepte in der Schublade für einen Dialog zwischen allen Beteiligten.» Aber weder der Schweizerische Hauseigentümergeverband noch Casafair, der Verband für umweltbewusste und faire Wohneigentümerinnen und -eigentümer, hätten bisher Interesse an einer bewussten Auseinandersetzung gezeigt. «Sie verspüren keine Dringlichkeit, solange der gesättigte Wohnungsmarkt wirtschaftlich in ihre Hände spielt»,

«Die skeptische Haltung auf Vermieterseite beruht häufig auf verallgemeinernden Vorstellungen.»

vermutet die Wissenschaftlerin. In einem gesamtgesellschaftlichen Sinn sei dies nicht. Diese Diskriminierung kann mögliche Folgen über Generationen hinweg haben. «Wenn ich als Familie das Gefühl habe, ich komme wegen meines Namens, meiner Hautfarbe oder der Anzahl Kinder nicht weiter, kann das zu Resignation führen, man zieht sich zurück und beteiligt sich weniger aktiv am gesellschaftlichen Leben», erklärt sie. Gabi Stoffel von Caritas Graubünden kennt diese Herausforderungen. Im Auftrag des kantonalen Sozialamts sucht sie Wohnungen für Menschen mit Fluchthintergrund, die zusätzlich auf Sozialhilfe angewiesen sind. «Viele möchten in und um Chur leben, hier ist bezahlbarer Wohnraum aber besonders knapp», erklärt Stoffel. Die Region sei so beliebt, weil man in der Stadt auf bestehende Netzwerke aufbauen könne und die Integrationsstrukturen mit Sprachkursen, Kultur- und Begegnungsangeboten sowie Ausbildungs- und Arbeitsplätzen besonders dicht gesät sind. Dafür würden manche sogar in Kauf nehmen, in Chur in einem «Loch» zu leben als weiter weg in einer freundlicheren Wohnung zum selben Preis.

Stadt oder Land?

Grundsätzlich seien die Bedürfnisse aber so vielfältig wie die Menschen selbst (vgl. S. 10). «Kürzlich fuhr ich mit einem jungen Mann aus Afghanistan zu einer Wohnungsbesichtigung in Flims. Er war begeistert vom Dorf, von der Natur, der Ruhe, der frischen Luft», erzählt Gabi Stoffel. Gerade bei jungen Menschen, die eher städtisch wohnen möchten, sei solche Flexibilität wichtig. Unter 25-Jährige bekommen um einiges weniger Sozialhilfebeiträge an das Wohnen. «Die Regelung geht davon aus, dass sie ja bei den Eltern leben können», weiss Stoffel, «nur, dass Geflüchtete meist eben ohne ihre Eltern hier sind.» Für Menschen, die Sozialhilfe beziehen, gelten grundsätzlich klare Mietobergrenzen. «In vielen Regionen ist es fast unmöglich, innerhalb dieser Grenzen etwas Zumutbares zu finden», erklärt Stoffel. Deshalb in eine abgelegene Region zu ziehen, wäre zwar theoretisch möglich, sei aber nicht immer sinnvoll, wenn dadurch Kinder aus ihrem schulischen und sozialen Umfeld herausgerissen würden. Oder wenn bereits eine Arbeit oder ein Ausbildungsplatz gefunden worden sei. Das gilt auch für Familie Gima, für die Stoffel die Wohnungssuche mittlerweile übernommen hat und ihr so eine grosse Entlastung bietet.

Aktive Entwicklungsplanung

Besonders schwierig ist die Wohnungssuche neben städtischen Regionen wie Chur in touristischen Zentren wie Davos, Arosa oder Pontresina. Hier konkurrieren Menschen mit lokalem Einkommen mit auswärtigen Grossverdienenden um Wohnungen, die vielfach nur als Zweitresidenzen genutzt werden. Auch angesichts dieser angespannten Lage hat der Kanton Graubünden im Juni dieses Jahres ein neues Gesetz über die Förderung von Wohnraum verabschiedet. Es schliesst nicht nur punktuelle Lücken, sondern soll systematisch für Entlastung sorgen – durch zinsgünstige Darlehen für gemeinnützige Wohnbauträger, gezielte

Unterstützung für Familien in finanziell bescheidenen Verhältnissen sowie durch eine stärkere regionale Koordination. Marcus Caduff, Regierungspräsident und Vorsteher des Departements für Volkswirtschaft und Soziales, spricht von einem «notwendigen Schub für preisgünstigen Wohnraum».

Dieser Schritt ist ein wichtiger Bestandteil einer ganzen Reihe von Massnahmen, die die Sozialgeografin Marika Gruber im Interview mit MIX zum Thema Wohnumfeld herausstreicht (S. 12). Sie plädiert für eine umfassende und vorausschauende Entwicklungsplanung. Wie das aussehen könnte, erprobte das Bundesprogramm «Projets urbains» mit Projekten in Quartieren mit hohem Migrationsanteil in Pratteln (BL), Vernier (GE), Olten (SO) oder Rorschach (SG). Das Ergebnis: Integration gelinge dort besonders nachhaltig, wo Raumplanung, Wohn- und Sozialpolitik, Bildung und Sicherheit in den Behörden eng aufeinander abgestimmt sind. Entscheidend sei dabei der aktive Miteinbezug der Bevölkerung. «Integration ist nicht ortsgebunden, sondern vor allem dort erfolgreich, wo Teilhabe möglich ist», weiss auch Rebekka Ehret. Dazu gehört die Schaffung oder Förderung von öffentlichen Dialogstrukturen und Begegnungsorten. In Städten übernehmen diese Funktion beispielsweise Quartierkoordinationsstellen. Sie unterstützen die Bewohnerinnen und Bewohner eines Stadtteils, indem sie deren Anliegen aufnehmen, Vernetzung fördern und bei der Gestaltung des Quartiers mitwirken. Sie stellen insbesondere die Schnittstelle zwischen Bevölkerung und Stadtverwaltung oder Politik sicher und begleiten Planungsvorhaben und Projekte. In Dörfern kennen sich die Menschen eher und reden miteinander. Dort übernehmen diese Aufgabe oft Schlüsselpersonen wie engagierte Politikerinnen oder Pfarrer. So oder so: «Wenn unumgängliche gesellschaftliche Veränderungsprozesse im Wohnumfeld, und dazu gehört auch die Migration, nicht mit Beteiligung und Mitsprache verbunden sind, können sie von den bereits Ansässigen als Verdrängung erlebt werden, selbst wenn sie das nicht sind. In Graubünden erfolgt Verdrängung vor allem durch vermögende Zweitwohnungsbesitzer», unterstreicht die Ethnologin.

Gleich und Gleich?

Eine verbreitete Annahme ist, dass sich Migrantinnen und Migranten mit ihrem Wohnverhalten bewusst «abschotten». Tatsächlich suchen viele gezielt ein Wohnumfeld, in dem bereits Landsleute leben – «nicht aus Rückzug, sondern weil ihnen diese Netzwerke beim Ankommen und Integrieren helfen», erklärt Rebekka Ehret. Gerade bei Menschen, die neu in eine Gegend kommen, biete die Nähe zu Bekannten Sicherheit im neuen System mit fremder Sprache und unbekanntem Verhaltensweisen. «Das ist ein Phänomen, das sich quer durch alle sozialen Gruppen beobachten lässt», erklärt die Wissenschaftlerin, «auch viele Schweizerin-

nen und Schweizer bevorzugen Wohnorte, an denen sie auf «Gleichgesinnte» treffen. Ob an der Zürcher Goldküste mit einem eher wohlhabenden Umfeld, auf dem Land mit viel Ruhe oder in einer gemeinschaftlich organisierten Genossenschaft – Menschen orientieren sich oft an Lebensstilen, die ihren eigenen Vorstellungen entsprechen.»

Diese Form freiwilliger Wohnortkonzentration unterscheidet sich von erzwungener Segregation, also der räumlichen Ballung infolge Diskriminierung oder wegen fehlender finanzieller Mittel. «Diese Verdichtungen verlaufen in der Schweiz nicht entlang der ethnischen Zugehörigkeit, sondern entlang der sozialen Schicht», erklärt Ehret. Menschen, deren Berufsabschlüsse aus dem Herkunftsland hier nicht anerkannt werden, oder Personen mit niedrigem Bildungsstand und unqualifizierte Arbeitskräfte sowie einkommensschwache und von Armut betroffene Personen – oft sind das Menschen mit Migrationshintergrund – haben aufgrund ihrer finanziellen Situation oder ihres sozialen Status selten die Möglichkeit oder den benötigten finanziellen Spielraum, den Wohnsitz frei zu wählen. «Viele in solchen Situationen würden liebend gern in sozial durchmischteren Quartieren oder Wohnanlagen leben», betont Ehret. «Die meisten sind gerade deshalb migriert, weil sie neue Möglichkeiten und Perspektiven entdecken und sich aus engen sozialen Strukturen lösen wollten.» Dass es in der Schweiz trotz gelegentlichen Häufungen zu keinen ghettoaähnlichen Situationen kommt, wie in gewissen Städten und Orten in Deutschland, Frankreich oder England, liegt vor allem an der föderalistisch organisierten Politik und Wirtschaft. Die Kleinräumigkeit begünstigt eine gute Verteilung genauso wie beispielsweise das Zuweisungssystem für Asylsuchende nach Einwohnerzahl der Kantone.

«Integration ist nicht ortsgebunden, sondern vor allem dort erfolgreich, wo Teilhabe möglich ist.»

Strahlende Gesichter

Vor diesem Hintergrund müsse man bei allen Herausforderungen auch festhalten, «dass die Menschen hierzulande sowohl in ihren Stadtquartieren als auch in den Dörfern in der Regel friedlich mit- oder nebeneinander wohnen und leben», so Ehret. Mit positiven Gefühlen geht meist auch Gabi Stoffel nach Hause. «Meine Arbeit ist sehr bereichernd. Sie holt mich immer wieder herunter», fasst sie zusammen. «Am allerschönsten sind die strahlenden Gesichter, wenn die Menschen mit Sack und Pack ankommen und ihre neue Wohnung beziehen und beleben», sagt sie – und tut alles dafür, dass auch Azeb Gima und ihre Töchter bald einen solchen Neuanfang erleben dürfen. ●

«Auch viele Schweizerinnen und Schweizer bevorzugen Wohnorte, an denen sie auf «Gleichgesinnte» treffen.»

ITALIANO



RUMANTSCH





Wo sind wir da gelandet?

Das Ankommen in einem neuen Wohnumfeld birgt so manche Überraschung – irritierende genauso wie wohl-tuende. Ein Blick nach Poschiavo, Davos und Chur.

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTOS: DONATA ETTLIN

ITALIANO



RUMANTSCH



Oleksandr Shershak (42), Poschiavo «Die Natur hier ist ein Geschenk»

Alles wurde zerstört: unsere Heimatstadt Mariupol fast genauso wie unserer Zuhause. Meine Frau und ich brauchten einen Ort, an dem unsere Tochter friedlich aufwachsen kann. Der Entscheid fiel schnell für die Schweiz. Poschiavo ist für uns zu diesem Ort geworden. Ich selbst lerne Italienisch und Deutsch und arbeite im Office eines Gastrobetriebs. Um in der Gemeinde anzukommen, engagiere ich mich seit zwei Jahren in der Feuerwehr. Auch der Sport hilft, Kontakte zu knüpfen. Der Unterschied zum Leben in Mariupol mit seinen 400 000 Einwohnerinnen und Einwohnern könnte kaum grösser sein. Aber die Natur und das ökologische Leben hier sind ein Geschenk. Wir wandern oft. Wie unsere Wohnung aussieht, ist uns hingegen egal. Wichtig ist, dass wir darin zusammenleben. Am meisten vermissen wir unsere Verwandten, die den Krieg nicht überlebten oder das Kriegsgebiet nicht verlassen konnten. Dafür leben im kleinen Poschiavo auf engstem Raum Menschen unterschiedlichster Herkunft. Diese Erfahrung ist für uns neu und eine grosse Bereicherung.



Arif Taner* (39), Davos
«Ohne Netzwerk ist es schwierig»

Endlich zu Kräften kommen. Das war mein erster Gedanke, als ich mit meiner Frau und unserer Tochter nach all den Fluchtstrapazen in Davos angekommen war. Rund eineinhalb Jahre lebten wir im Transitzentrum. Essen, schlafen, leben – alles immer zu dritt in einem kleinen Raum. Irgendwann wurde das trotz erholsamer Umgebung belastend. Mit dem positiven Asylentscheid vor gut einem Jahr suchten wir sofort nach einer Wohnung. Ohne Netzwerk ist das schwierig. Gut, habe ich mich früh in der Freiwilligenarbeit engagiert. In einem Umweltprojekt zum Beispiel oder einer Initiative, um Lebensmittel zu retten. So entstanden auch Bekanntschaften zu Einheimischen. Eine davon suchte einen Nachmieter. Doch würden unsere Referenzen ausreichen? Was für ein Glücksgefühl, als die Zusage kam: ein grosses Stück Freiheit! Andere müssen ewig suchen. Der nächste Schritt ist ein Studium in Data Science. Denn es ist unklar, ob mein Informatikdiplom aus der Türkei hier je anerkannt wird. Nur manchmal vermisse ich im gemächlichen Davos noch mein altes Grossstadtleben im pulsierenden Izmir. Jetzt heisst es: endlich ankommen.

* Nachname geändert



Anatolii Mikitsel (53), Chur
«Jetzt haben wir alle Möbel von Tutti»

Wir packten nur das Nötigste in unseren Kleinbus – die Kinder ihre Lieblingsspielzeuge. Das war kurz nach Kriegsbeginn in der Ukraine. Zwei Wochen später landeten wir in Disentis in einer uns angebotenen Ferienwohnung. Was für ein Glück. Später zogen wir nach Chur in eine eigene Mietwohnung. Hier ist alles nah: Schule, Badi, Sportplätze – wir können unsere vier Jungs ohne Angst allein gehen lassen. In Czernowitz hatten wir ein schönes Haus, eine eigene Firma, aber der plötzliche Krieg lehrte mich, dass es Wichtigeres gibt als Besitz. Jetzt haben wir alle Möbel von Tutti, die Bilder hat meine Frau gemalt. Bei der Wohnungsbesichtigung waren wir nicht die Einzigen. So was kennen wir aus der Ukraine nicht. Auch vor dem Gesetz sind hier alle gleich – ob Regierungsrat oder Bauer. Es ist toll, dass meine Kinder so aufwachsen können. In Chur half ich mit Unterstützung der Stadt beim Aufbau der Ukrainischen Schule und präsidiere sie ehrenamtlich. Deutsch konnte ich schon etwas, aber beruflich musste ich bei null starten und machte eine Ausbildung – jetzt fahre ich Postauto, etwa über den San Bernardino. Ein Kindheitstraum, denn schon mein Vater hatte diesen schönen Beruf.



«Migration bringt abgelegenen Regionen neue Perspektiven»

Die Verwaltungswissenschaftlerin Marika Gruber forscht zur Migration im ländlichen Raum – mit Fokus auf das österreichische Bundesland Kärnten, aber auch Europa. Ein Gespräch über verborgene Potenziale, fehlende Strukturen und die Frage, was es braucht, damit Menschen bleiben.

INTERVIEW: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTO: HELGE BAUER

Marika Gruber von der Fachhochschule Kärnten erforscht, welche Chancen die Migration für eine ausgeglichene Stadt-Land-Entwicklung bereithält.

MIX: Frau Gruber, wie sind Sie auf das Forschungsthema Migration im ländlichen Raum gekommen?

Marika Gruber (MG): Ich habe 2012 begonnen, mich intensiv damit auseinanderzusetzen. Damals erhielt ich vom österreichischen Integrationsstaatssekretariat den Auftrag, ein Praxishandbuch für die kommunale Integrationsarbeit zu erstellen. Dafür habe ich mit über 30 Bürgermeisterinnen, Bürgermeistern, Verwaltungspersonen und NGO-Vertretungen gesprochen, viele aus kleinen Gemeinden. Schnell wurde deutlich: Migration ist auch dort längst Realität, wird aber kaum als solche thematisiert. Das Interesse war zwar da, aber es fehlten systematische Daten, Wissen und Erfahrung.

MIX: Welche Vorstellungen von Migration haben Sie in den Gemeinden angetroffen?

MG: Die Annahme war: Migration ist ein städtisches Phänomen. Dabei leben auch in kleinen Gemeinden Menschen mit Migrationshintergrund – als Angestellte im Tourismus, als Pendlerinnen und Pendler, als Asylbewerbende und Flüchtlinge oder als Familienangehörige von zugezogenen Fachkräften. Weil diese Menschen oft nicht als Gruppe sichtbar sind oder man sie nicht kennt, geraten sie aus dem Blick. Diese Diskrepanz zwischen Realität und Wahrnehmung hat mich immer mehr beschäftigt.

MIX: Wie hat sich Ihre Arbeit nach dem Handbuch weiterentwickelt?

MG: Kurz danach durfte ich den Prozess zum Integrationsleitbild für das Bundesland Kärnten wissenschaftlich begleiten.

Kärnten war damals das vorletzte Bundesland ohne ein solches Leitbild. Wir wollten das partizipativ angehen – mit Veranstaltungen in allen zehn politischen Bezirken. Uns war wichtig, auch Orte einzubeziehen, die sich selbst nicht als Zuwanderungsregion sehen. Denn gerade dort entstehen schnell Unsicherheiten, wenn neue Bevölkerungsgruppen kommen.

MIX: *Wie war die Resonanz in diesen Regionen?*

MG: Überraschend gross. An den 15 Regionalveranstaltungen haben rund 500 Personen teilgenommen: Bürgermeisterinnen und Bürgermeister sowie Gemeinderäte unterschiedlicher politischer Couleur, Lehrpersonen und Schulleitungen, Menschen aus der Verwaltung, der Pflege und dem Gesundheitswesen oder aus der Zivilgesellschaft. Wir haben mit konkreten regionalen Daten gearbeitet – zur Bevölkerungsentwicklung, zum Ausländeranteil, mit Erwerbs- und Arbeitslosenstatistiken. In vielen Bezirken waren die Leute erstaunt, wie viele Nationalitäten sie beherbergen. Teilweise waren es über 40, auch in sehr ländlich geprägten

«Die Annahme war: Migration ist ein städtisches Phänomen. Dabei leben auch in kleinen Gemeinden Menschen mit Migrationshintergrund.»

Kommunen. Das war ein Schlüsselmoment: Migration war plötzlich nicht mehr abstrakt, sondern sichtbar.

MIX: *Was folgte daraus für Ihre Forschung?*

MG: Die Erfahrungen aus dem Praxishandbuch und dem Kärntner Leitbildprozess sind unter anderem in das europäische Projekt MATILDE eingeflossen. Zehn Länder haben darin untersucht, welche Rolle Migration in ländlichen und alpinen Regionen spielt. Die Schweiz war nicht beteiligt. Uns haben insbesondere die wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen interessiert, die dort durch Einwanderung aus Nicht-EU-Ländern entstehen. Welche Potenziale daraus für die regionale Entwicklung und für eine ausgeglichene Entwicklung zwischen Stadt und Land entstehen. Ich war für die

«Migration kann ländliche Räume verjüngen, neue Qualifikationen bringen und gesellschaftliche Dynamik erzeugen.»

österreichische Region Kärnten zuständig. Unsere Fallstudie war Villach – eine Stadt mit städtischem Zentrum, aber stark ländlichem Umland. Uns interessierte besonders: Wie wirkt sich Migration auf Mobilität, Arbeit, Wohnen, Bildung, Bevölkerungsentwicklung und soziale Teilhabe aus?

MIX: *Was unterscheidet und was verbindet die untersuchten Regionen in Europa?*

MG: Viele haben mit Bevölkerungsrückgang, Abwanderung, Alterung und einem Abbau der Infrastruktur zu kämpfen. Migration kann hier stabilisierend wirken und bringt neue Perspektiven – das zeigt sich überall, von Skandinavien bis Südeuropa. Unterschiede gibt es hingegen in der politischen und administrativen Verarbeitung: Manche Länder verfügen über klare Zuständigkeiten, Programme und Strategien für Integrationsarbeit, andere, wie zum Beispiel Österreich oder die Schweiz, haben eher fragmentierte Strukturen. Was aber fast immer auffällt: Die Integrationspolitik ist stark auf Städte ausgerichtet. Für den ländlichen Raum fehlen oft spezifische Strategien – obwohl gerade dort das Potenzial besonders gross wäre. Es fehlt an Monitoring, an Koordination, an langfristiger Planung. Gleichzeitig zeigt sich: Migration kann ländliche Räume verjüngen, neue Qualifikationen bringen und gesellschaftliche Dynamik erzeugen – wenn man sie bewusst und vorausschauend als Teil der regionalen Entwicklung begreift. Das heisst, Migration muss auch im ländlichen Raum in der Raumplanung, der Infrastrukturpolitik, der Bildung, der Kulturförderung usw. systematisch mitgedacht werden. Dafür braucht es politische Klarheit – und einen längerfristigen Planungshorizont.

MIX: *Wie stellt sich das in Kärnten konkret dar?*

MG: Kärnten ist besonders betroffen vom demografischen Wandel: hohe Alterung, starke Abwanderung junger Menschen, und einige Regionen haben bereits schrumpfende Bevölkerungszahlen – trotz Zuwanderung. Prognosen zeigen: Kärntens Bevölkerung wird als einziges österreichisches Bundesland langfristig schrumpfen. Ohne Zuzug wäre die Situation noch drastischer. Migration bringt auch hier nicht einfach nur Arbeitskräfte, sondern eben auch Familien, Kinder, junge Erwachsene, neue Perspektiven. Das ist eine Chance – aber nur, wenn die Menschen, die kommen, auch bleiben.

MIX: *Was braucht es, damit sie bleiben?*

MG: Ein gutes Ankommen. Dazu zählen bezahlbarer Wohnraum, funktionierende Mobilität, passende Bildungs- und Betreuungsangebote und Jobs, aber auch gesellschaftliche Offenheit.

MIX: *Nehmen wir das Thema Wohnraum. Was ist hier besonders wichtig?*

MG: Der Wohnraum ist ein entscheidender Faktor für gelingende Integration – und gleichzeitig eines der grössten Probleme. In vielen ländlichen Regionen, in Kärnten und auch andernorts in Europa, gibt es zwar Leerstand, aber oft in sehr abgelegener Lage, ohne Anschluss an Infra-

«Der Wohnraum ist ein entscheidender Faktor für gelingende Integration – und gleichzeitig eines der grössten Probleme.»

struktur. Das nützt wenig, wenn jemand keinen Führerschein hat oder nicht mobil ist. Gleichzeitig sind zentrale, gut gelegene Wohnungen knapp – oder teuer. Das Problem kennen nicht nur Menschen mit Fluchterfahrung, sondern viele Neuzugezogene und bisweilen natürlich auch bereits Ansässige. Besonders schwierig wird es, wenn Menschen in touristischen Regionen leben, wo Ferienwohnungen oder Zweitwohnsitze den Markt zusätzlich verknappen. Wohnen bedeutet eben nicht nur, ein Dach über dem Kopf zu haben, es ist die Voraussetzung dafür, dass Menschen bleiben, sich einleben, Kontakte knüpfen. Ohne stabile Wohnsituation bleibt Integration prekär.

MIX: Sie nennen auch das Thema Mobilität. Man hört es immer wieder in diesem Zusammenhang.

MG: Tatsächlich. Wer in einer abgelegenen Gegend lebt und kein Auto hat, ist schnell isoliert – egal ob zugewandert oder nicht. Gerade für Menschen, die neu in eine Region kommen, ist Mobilität zentral: um zur Arbeit zu kommen, zum Deutschkurs, zur Schule, zum Amt. In vielen ländlichen Gemeinden gibt es aber unzureichenden öffentlichen Verkehr. Dazu kommt: Mobilität kostet. Ein Auto zu unterhalten oder regelmässig Zug zu fahren, ist beispielsweise für viele geflüchtete Menschen eine (zu) grosse finanzielle Belastung. Wenn wir über Integra-

«Wer in einer abgelegenen Gegend lebt und kein Auto hat, ist schnell isoliert – egal ob zugewandert oder nicht.»

tion sprechen, müssen wir also auch über Erreichbarkeit, aber eben auch über finanzielle Unterstützung reden. Sonst bleibt gesellschaftliche Teilhabe auf bestimmte Gruppen beschränkt.

MIX: Welche Rolle spielen die Kärntner Gemeinden bei all dem?

MG: Eine zentrale – sie sind meist die ersten Ansprechpartnerinnen für Zugewanderte. Aber oft fehlen Fachwissen oder schlicht Kapazitäten. Wichtig wäre, dass Gemeinden Unterstützung erhalten: durch regionale Koordination, Dolmetschdienste, Informationen in einfacher Sprache. Integration lässt sich nicht zentral verordnen – sie muss vor Ort gestaltet werden.

MIX: Wie ist die Situation in Tourismusregionen?

MG: Der Tourismus in Kärnten lebt von zugewanderten Arbeitskräften. Ohne sie wären viele Betriebe nicht überlebensfähig – vor allem in Küchen, der Reinigung, im Service. Die Rekrutierung erfolgt oft kurzfristig und international. Aber auch hier gilt: Ohne soziale Einbettung, ohne Begleitung, ohne familienfreundliche Strukturen bleiben die Menschen nicht, dann ist die Fluktuation hoch. Und das kostet – wirtschaftlich wie sozial.

Kärnten - Graubünden: ein Vergleich

Das Bundesland Kärnten (Fläche 9500 km²) an der Grenze zu Slowenien und Italien und der Kanton Graubünden (7100 km²) sind beides dünn besiedelte Alpenregionen. Kärnten mit rund 570 000, Graubünden mit 200 000 Einwohnerinnen und Einwohnern. Wobei in Kärnten die beiden Zentren Klagenfurt (105 000 Einw.) und Villach (66 000 Einw.) um einiges grösser sind als Chur (40 000 Einw.).

Beide Regionen sind wirtschaftlich stark vom Tourismus geprägt und kennen vergleichbare demografische Herausforderungen wie Abwanderung junger Menschen und zunehmende Alterung. Der Ausländeranteil liegt in Graubünden bei rund 20%, in Kärnten bei etwa 14%. Graubünden würde ohne Zuwanderung aus dem Ausland schrumpfen, Kärnten wächst aktuell zwar noch, einzelne Bezirke schrumpfen aber bereits trotz Zuwanderung.

Während Graubünden dreisprachig ist, ist in Kärnten nur in einigen Gemeinden mit höherem Anteil der slowenischen Volksgruppe Slowenisch neben Deutsch als Amtssprache anzutreffen. Bei aller Ähnlichkeit unterscheiden sich die Verwaltungsstrukturen, Infrastrukturangebote und Migrationsdynamiken – nicht zuletzt aufgrund der föderalen Systeme und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen.

«Integration lässt sich nicht zentral verordnen – sie muss vor Ort gestaltet werden.»

MIX: Können Sie ein gelungenes Beispiel nennen?

Spontan fällt mir das Interkulturelle Zentrum Völkermarkt ein. Es wird als Verein geführt und unterstützt mit Projekten, wie zum Beispiel einem interkulturellen Frühstück, den Dialog zwischen ansässiger und zugewandelter Bevölkerung. Dadurch wird Wissen über Herkunftskulturen auf niederschwellige Art und Weise vermittelt und gleichzeitig die Begegnung und der Austausch gefördert.

MIX: Wird Migration bei Ansässigen eher als Belastung oder als Chance wahrgenommen?

MG: Das ist sehr unterschiedlich. Viele Menschen erleben Migration im Alltag ganz konkret – etwa, wenn jemand aus Rumänien die Oma pflegt oder im Stammlokal ein Koch aus Syrien oder Afghanistan arbeitet. Dann wird Integration nicht als Problem erlebt. Aber sobald Migration abstrakt oder medial vermittelt wird, steigen die Ressentiments. Es fehlt an Gelegenheiten zur Begegnung. Deshalb plädiere ich für eine vorsorgende Integrationsarbeit – bevor Konflikte entstehen.

MIX: Was verstehen Sie unter «vorsorgender Integration»?

MG: Dass man Migration als Normalität anerkennt – und vorausschauend gestaltet. Wenn eine Region anerkennt, dass Zuzug so oder so stattfindet und neue Chancen bieten kann, dann kann sie ihn planen: bei der Kinderbetreuung, beim Wohnen, in der Schule. Man kann Vereine einbinden, Räume schaffen, Informationsangebote bereitstellen. Vieles kostet nicht einmal viel – es braucht nur eine bewusste Haltung.

MIX: Und welche Rolle kann die Wissenschaft dabei spielen?

MG: Wir liefern Daten, Kontext, Einordnung. Wir können Entwicklungen sichtbar machen, aber auch Prozesse begleiten. In Kärnten arbeiten wir zum Beispiel mit den Regionen zusammen, um integrative Ansätze zu entwickeln. Wichtig ist: Wissenschaft allein kann keine Veränderung bewirken. Es braucht die Politik, die Verwaltung und die Zivilgesellschaft – gemeinsam.

**Francesco
Miecieli**



Schreiben und Singen in Terra Vecchia

TEXT: FRANCESCO
MIECIELI
FOTO: DONATA
ETTLIN

In meinem Schreibatelier wollte ich, dass die Lieder zu dem werden können, was sie einmal waren oder in gewissen Gegenden immer noch sind – Trägerinnen von Leben und Geschichten. Das gemeinsame Singen bei der Arbeit, beim Dasein, als Augenblick einer gemeinsamen Identität.

«Unsere Gruppe ist eine Familie geworden», so schreibt Sakhi. «Ich erinnere mich: Meine Grossmutter in Kalabrien sang mit ihren Freundinnen zu jeder Tätigkeit, und jede Tätigkeit hatte ein anderes Lied. Ich war erstaunt, dass sie nicht im Schlafe sang.»

Die Lieder, die in Terra Vecchia entstehen, sind mit einer Tätigkeit verbunden, mit dem Suchen der Menschen, das zum Lied wird. Sie spiegeln die Geschichten der Menschen, die sich da treffen.

«Io di solito sono un po' triste, ma quando sono lì per parlare, scrivere e cantare – Terra Vecchia mi fa sentire come in cielo», so Mohammad. (Meistens bin ich ein bisschen traurig, aber wenn ich dort bin, um zu reden, zu schreiben und zu singen, fühle ich mich in Terra Vecchia wie im Himmel.)

Die Geschichten, die meist aus Erfahrungen der Flucht, des Verlassens stammen und dadurch eine tiefe Trauer tragen, verwandeln sich im Lied zu einer (er)tragbaren Melodie. Mir scheint, dass die vielen verschiedenen Menschen, die sich hier auf das Erzählen und Singen einlassen, das wiederholen, was ich als Kind den «Zauber meiner Grossmutter» nannte.

«Le mie parole e quelle degli altri diventano poesia. E ballano con la musica», so Ali. (Meine Worte und die der anderen werden zu Poesie. Und sie tanzen zu der Musik.)

Es ist wie ein Zurück zum Ursprung, als das Singen die Raubtiere vertreiben sollte, aber nicht die Fremden. Für sie sollte es der Gesang des Willkommens sein.

SONGBOOK



VIDEOS



Von der Erinnerung zum Sprachklang

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER

Francesco Miecieli, 1956 im süditalienischen Santa Sofia d'Epiro geboren, gehört zur albanischen Sprachminderheit der Arbëreshë. 1965 kam er mit seiner Familie ins Emmental – eine Kindheit zwischen Sprachen und Kulturen, die seine literarische Arbeit bis heute prägt. Wie er selbst sagt, brachte sie ihn womöglich überhaupt erst zum Schreiben. Entsprechend bewegen sich seine Erzählungen, Gedichte, Libretti und Bühnenprojekte immer wieder in Erinnerungsräumen und erkunden die Zwischenzonen kultureller Identität.

Miecieli begleitet Schreibprozesse in verschiedenen Bildungs- und Kulturinstitutionen. Im Rahmen des interkulturellen Projekts Terra Vecchia im gleichnamigen Tessiner Weiler entwickelte er mit jungen Geflüchteten und Einheimischen Songtexte nach dem Vorbild der afghanischen oralen Erzähltradition. Sie wurden von Musikerinnen und Musikern vertont, von den Teilnehmenden selbst eingesungen und gefilmt – und später in einem sorgfältig gestalteten Songbook veröffentlicht.

RUMANTSCH



ITALIANO





Momente des Glücks

In Disentis/Mustér bringt das Projekt «connect» des SRK Graubünden Menschen aus dem Transitzentrum mit der Bevölkerung zusammen. Ein Besuch beim quirligen Spielvormittag und beim ebenso lebendigen Kaffeekränzchen.

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTOS: DOROTHEE PUJOL



Schachmatt! Das Wort fehlte bisher in Ikramullahs Wortschatz – genauso wie die Schachregeln. «Jetzt nicht mehr», freut sich der junge Mann aus Afghanistan, «auch wenn ich vieles davon noch nicht ganz verstanden habe», schiebt er lachend nach. Geschenkt, denn es zählt der Moment. Soeben haben ihn zwei Schüler des Gymnasiums und Internats Kloster Disentis in die Geheimnisse des Spiels der Könige eingeweiht. Zug um Zug. Auch die beiden zeigen ihre stille Freude. Lauter geht es nebenan zu und her, am «Töggelikasten» oder beim Tischtennis. Erst recht beim Fussball auf dem Sportplatz. Jubel ist zu hören, ab und zu auch ein Frustschrei über eine vergebene Torchance. Spielregeln müssen hier keine mehr vermittelt werden. Sie scheinen weltweites Grundwissen zu sein. Aber auch auf dem Fussballplatz zählt nur der Moment. Er ist weder für die Gymnasiastinnen und Gymnasiasten noch für die meist jungen Geflüchteten selbstverständlich.

Raus aus der Isolation

«Im Dorf gibt es leider wenig natürliche Berührungspunkte zwischen uns und den Einheimischen», erklärt Ikramullah die Situation in Disentis. «Begegnet man sich doch einmal, passiert aber meist etwas Schönes – wie gerade», sagt der junge Mann mit einem Strahlen. Hier setzt das Projekt «connect» des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK) Graubünden an. Neben sozialarbeiterischen Beratungsgesprächen in den Transitzentren Disentis/Mustér und Arosa/Litzirüti möchte es Geflüchtete aus ihrem oft isolierten, eintönigen und bisweilen orientierungslosen Alltag in den Kollektivunterkünften holen – und mit der lokalen Bevölkerung zusammenbringen. Unter Einbezug von Freiwilligen initiieren oder organisieren die Sozialarbeiterinnen des SRK Graubünden Aktivitäten unterschiedlichster Art. Man geht spazieren und am Vorderrhein picknicken, nimmt am Dorffest teil oder organisiert Adventsapéros. Immer im Wissen, dass Integration nur durch Partizipation und Zusammenarbeit wirklich nachhaltig gelingt. So haben den Spielvormittag in der Klosterschule Gymnasiastinnen und Gymnasiasten auf die Beine gestellt. Nach Vorarbeit von «connect» und begleitet von den Lehrpersonen Pietro Jacomet, Rosemarie Kurath sowie Prorektor Pater Paul Tobler.

Quasi wiederauferstanden durch die vernetzende und anmierende Arbeit von «connect» ist ein Engagement um Aua Viva, dem Begegnungszentrum der Evangelisch-Reformierten Kirchgemeinde Disentis-Raveras. Bereits vor zehn Jahren organisierte man hier auf Initiative des damaligen Pfarrers Begegnungsmöglichkeiten. «Leider ist das dann eingeschlafen», weiss Marie Rose Deflorin-Van Eetvelde, die vor über 40 Jahren selbst von Belgien nach Graubünden migriert ist. «Jetzt laden wir wieder jeden dritten Montag im Monat zu Kaffeerrunden ein – mit Spielen, Gesprächen und viel Spass.» Alles in Form von Freiwilligenengagements, wie sie betont. «Viele Freiwillige sind pensioniert und haben

Fussball kennt überall dieselben Regeln – auch beim gemeinsamen Kicken von Schülerinnen und Geflüchteten im Gymnasium und Internat Kloster Disentis.

das Bedürfnis nach Aktivität und Austausch», nennt De-florin einen der Motivationsgründe ihrer Mitstreitenden. «Das allein schon verbindet uns mit den Geflüchteten.»

Gemeinsam anpacken

Jürg ist einer dieser Mitstreiter. Er fehlt an kaum einer Kaffeerunde und beteiligt sich auch gern an anderen Akti-vitäten, die das «connect»-Team organisiert. Etwa beim Anlegen eines Gemeinschaftsgartens des Centers sursilvan d'agricultura. «Ich plante die Beete und schnitt das Holz zu, angepackt haben dann alle gemeinsam. Jetzt pflegt jeder sein eigenes Stück Garten», freut er sich. Erst mit 72 Jahren sei er nach Disentis gezogen. Davor habe er in vielen Städten der Welt kurzfristig gearbeitet. «Ich weiss, wie wichtig es ist, gut vernetzt zu sein», versichert Jürg. Viel weiter kommt er nicht mit Erzählen. Seine Tischnach-barinnen und -nachbarn wollen über anderes plaudern.

Elvira springt ein. Auch sie eine der regelmässigen Teil-nehmerinnen aus dem Dorf. Eben noch führte sie hier ein Gespräch, teilte dort eine Anekdote – sie kennt mittler-weile fast alle Geflüchteten, weiss jede und jeden in einen Dialog zu verwickeln. Was sie sich für die Gruppe noch wünscht? «Einmal gemeinsam raus aus dem Tal zu fahren, ihnen etwas Neues zeigen zu können», sagt sie. «Vielleicht meldet sich nach dieser Lektüre ja ein Millionär, der uns einen grossen Ausflug finanziert.» Sie scherzt. Und meint es doch ernst. Shafiqulla aus Afghanistan nickt: «Viele möch-ten das Leben und die Eigenheiten Graubündens gerne besser kennenlernen, aber wir stecken hier fest.» Tickets für den öffentlichen Verkehr gebe es nur in Zusammen-hang mit dem Besuch der Deutschkurse, eigene könne man sich nicht leisten. «In den langen Ferien fällt uns die Decke auf den Kopf.» Er unterstreicht damit die Bedeutung dieser kleinen «Inseln abseits des Unterkunftsalltags» nur noch mehr. Oder wie es die Äthiopierin Genet ausdrückt: «Ich bin heute einfach nur happy.»

→ Das SRK Graubünden sucht für das Projekt «connect» kontinuierlich neue Freiwillige. Bettina Kiefer, 081 258 45 84, connect@srk-gr.ch



Wenn Bilder für sich sprechen: Freiwillige ermögli-chen im Aua Viva Disentis/Mustér Begegnungen über alle Alters- und Landesgrenzen hinweg.

ITALIANO

Momenti di felicità

Tra le altre cose, il progetto «connect» della Croce Rossa Svizzera Grigioni fa incontrare i rifugiati e le rifugiate con la popolazione locale. A Disentis/Mustér, su iniziativa e con il sostegno delle assistenti sociali di «connect», allievi e allieve della scuola del monastero e membri del comune parrocchiale riformato organizzano ad esempio mattinate di gioco comuni o incontri conviviali pomeridiani. Ciò rafforza la coesione e offre ai rifugiati e alle rifugiate un momento di evasione dalla monotonia, dall'isolamento e talvolta dallo smarrimento della vita quotidiana nel centro. «Purtroppo, nel villaggio vi sono poche occasioni di reale contatto tra noi e la popolazione locale. Quando però ci si incontra, di solito succede qualcosa di bello», afferma Ikramullah dall'Afghanistan esprimendo la sua soddisfazione rispetto alle iniziative.



RUMANTSCH

Muments ventiraivels

Il project «connect» da la Crusch Cotschna Svizra en il Grischun maina tranter auter ensemen fugitivas e fugitivs cun la populaziun indigena. A Mustér organischan – sin iniziativa e cun il sustegn da las lavureras socialas da «connect» – scolaras e scolars da la scola claustrala sco er commembras e commembers da la plaiv reformada per exempel pussaivladads da giugar u da baiver café cuminaivlamain durant in avantmezdi u in suentermezdi. Quai rinforza la coesiun e porscha a las fugitivas ed als fugitivs ina variaziun en lur mintgadi en il center ch'è isolà, monoton e mintgatant senza orientaziun. «En il vitg datti per nus displaschavlamain paucas pussaivladads d'entrar en contact cun ils indigens. Sch'ins s'inscuntra dentant ina giada, capita per il solit insatge bel» sa legra Ikramullah da l'Afganistan davart questas iniziatives.





«Was man im Kopf hat, kann einem niemand nehmen» *Hamid Qasmi flüchtete mit wenig in die Schweiz – und brachte doch viel mit: Neugier, Offenheit und den Willen, etwas zu erreichen. Heute steht der Familienvater mitten im Berufsleben und engagiert sich als interkultureller Brückenbauer und Dolmetscher. Wenn er zur Ruhe kommen will, zieht es ihn in die Berge.*

TEXT: PHILIPP GRÜNENFELDER. FOTO: NICOLA PITARO

Die Frohnatur Hamid Qasmi kennt nicht nur beim Wandern viele Stolperfallen. Auch auf dem Integrationsweg lotst er Geflüchtete mit Leidenschaft um welche herum.

«Ich bin neugierig und gehe unvoreingenommen auf Menschen zu. Das hat mir oft geholfen.»

Auf einem Gipfel angekommen, sieht Hamid Qasmi mehr als Landschaft. «Es ist der absolute Überblick», sagt er. «Wie im Leben erkennt man erst mit etwas Abstand, woher man kommt – und wohin man will.» Für den gebürtigen Afghanen ist das Wandern nicht nur Ausgleich zum Alltag. Es ist auch ein Sinnbild für seinen persönlichen Aufstieg: steinig, überraschend – aber von Anfang an selbst in die Hand genommen.

Heute arbeitet der 34-jährige Familienvater in leitender Funktion bei Holcim im Zementwerk Untervaz. Diese Erfolgsgeschichte begann 2010 mit der Flucht in die Schweiz. «Eigentlich wollte ich nach Norwegen, weil ich dort Leute kannte. Von der Schweiz war nie die Rede.» Auch dass er in einem deutschsprachigen Kanton landete, war reiner Zufall – ein glücklicher. Denn dank einer deutschen NATO-Soldatin, mit der er sich in Afghanistan angefreundet hatte, sprach er ein paar Brocken Deutsch.

«Ich bin neugierig und gehe unvoreingenommen auf Menschen zu», sagt er. «Das hat mir oft geholfen.» Bei seiner Ankunft in Chur fragte er trotz negativer Vorerfahrungen einen Polizisten nach der Anlaufstelle – und wurde prompt hingefahren. Eine unerwartete Geste, die ihn bis heute tief berührt. Bald übersetzte er im Asylzentrum – weil er sowohl Englisch als auch den Umgang mit Menschen beherrscht. Es folgten zähe viereinhalb Jahre Asylverfahren.

Eine Zeit voller Ungewissheit – ohne konkrete Perspektive, ohne Planbarkeit. Dennoch tat Hamid Qasmi alles, um Fuss zu fassen. Er suchte Arbeit, sprach dafür auch mal Menschen im Schwimmbad an, und fand schliesslich einen Job in der Fleischfabrik. «Leider ohne zu wissen, dass ich dafür eine Bewilligung brauche», sagt er lachend. Das habe sich glücklicherweise bald regeln lassen. Aber hängengeblieben ist die Geschichte trotzdem: «Wenn alles auf einmal neu ist im Leben, läuft man auch mal ins Leere.» Er spar-te jeden Rappen für Deutschkurse in der Migros-Klubschule, machte Fortschritte. «Freunde verstanden das nicht: auf eigene Kosten, noch vor dem Asylentscheid», blickt er zurück. Doch Qasmi ist einer, der das Glas halb voll sieht. «Die Schweiz hätte mir zwar die Zukunft im Land nehmen können, aber nicht, was ich im Kopf habe.» Seine Hartnäckigkeit zahlte sich aus. Auf den positiven Entscheid folgte das Jobcoaching in der Fachstelle Integration. Man riet ihm mit seinen Voraussetzungen zu einer Lehre, die er nach einer Orientierungsphase und Praktika bei der EMS-Chemie als Anlagenführer bald fand. «Ich hatte schulisch zwar etwas Mühe, wurde von den Vorgesetzten aber unterstützt und gefördert. Abgeschlossen habe ich mit der Note 5,5.»

Seine Erfahrungen gibt Hamid Qasmi auch als interkultureller Dolmetscher und für die Fachstelle Integration als Brückenbauer weiter. Besonders am Herzen liegt ihm die Botschaft, dass eine vermeintliche Abkürzung zur frustrierenden Sackgasse werden

kann. «Viele möchten zu schnell Geld verdienen, irgendeinen Job annehmen.» Er weise immer wieder darauf hin, dass sich der Umweg über eine Lehre oder eine andere Ausbildung langfristig auszahle, «dass ich meine verantwortungsvolle Arbeit und das gute Gehalt anders nie erreicht hätte.» Gerade Junge seien geprägt von unrealistischen Bildern aus sozialen Medien. Weshalb sie gerade auf ihn hören? «Weil sie in mir jemanden sehen, der ihre Realität kennt.» Die Anerkennung bleibt auch andernorts nicht aus: Bei der Zertifikatsfeier nach dem Brückenbauer-Lehrgang habe ihm «sogar» ein Regierungsrat gratuliert – und ihn gefragt, ob er schon eingebürgert sei. Ist er? «Fast», antwortet Qasmi. «Ich warte nur noch auf den offiziellen Brief aus Bern.»

Warten ist bekanntlich nicht so seins. Deshalb geht es wieder einmal bergwärts. «Wanderwege ziehen mich magisch an.

«Wanderwege ziehen mich magisch an. Es fasziniert mich, wie viel Planung und Hingabe dahintersteckt.»

Ich habe sogar mal eine Woche Frondienst geleistet und in Tschierv beim Bau von Wanderwegen geholfen», erzählt er stolz. «Es fasziniert mich, wie viel Planung und vor allem Hingabe dahintersteckt, damit andere sicher ans Ziel kommen können.» Was für ein treffender Schlusssatz zu diesem Porträt. ●

ITALIANO



RUMANTSCH



Nicht aufgeben – einfach anders anfangen *Was, wenn Körper und Geist streiken, bevor der Integrationsweg überhaupt beginnen kann? Genau hier setzt die neu geschaffene Stelle für medizinische Früherfassung im Kanton Graubünden an. Katarina Maksimović erkennt gesundheitliche Hindernisse frühzeitig, sie vernetzt – und eröffnet neue Perspektiven. So auch im Fall von Laila Alami.*

TEXT:
PHILIPP
GRÜNENFELDER.
FOTO:
NICOLA PITARO

Laila Alamis Geschichte beginnt in Afghanistan. Die Mutter von fünf Kindern arbeitete als Reinigungskraft in einer Schule – obwohl dies nach der Machtübernahme durch die Taliban für Frauen verboten war. «Wir brauchten das Geld, mein Mann hatte keine Arbeit.» Sie wurde entdeckt, körperlich misshandelt, erlitt Brüche an Wirbelsäule, Unterschenkel, Nase und verlor das Bewusstsein. Es folgten angsterfüllte Monate im Versteck und ohne Tageslicht. «Die Taliban durften nicht wissen, dass ich überlebt hatte.» Nur mit der Unterstützung ihrer Familie überstand sie diese Zeit. Doch als ihr ältester Sohn ebenfalls bedroht wurde, blieb ihnen nur noch die Flucht aus der Heimat. Sie führte die Familie in die Schweiz. Heute lebt Laila Alami in Chur und sagt sichtlich bewegt: «Hier ist es wie im Paradies.»

Ein langer Weg zur Stabilität

Der Weg ins Glück war jedoch lang und von Rückschlägen geprägt. Nach ersten Stationen in der Westschweiz verbrachte Alami zwei Jahre im Erstaufnahmezentrum Meiersboden, viele Monate davon ohne klare Perspektive. Die körperlichen Folgen der Misshandlungen sind massiv: Alami ist Paraplegikerin und ohne Rollstuhl geht es nicht. «Ich war am Ende», sagt sie rückblickend.

«Doch dann kam Katarina. Sie hat zugehört und erkannt, was notwendig ist.» Katarina Maksimović ist Fachverantwortliche für medizinische Früherfassung bei der Fachstelle Integration Graubünden. Ihre Stelle wurde 2023 im Rahmen eines nationalen Programms und in enger Zusammenarbeit

mit den Kantonen Schaffhausen und Thurgau geschaffen. Sie richtet sich an Menschen im Asylbereich, die wegen gesundheitlicher Belastungen nicht den klassischen Integrationsweg beschreiten können.

«Integrationsverantwortliche müssen lernen, früher hinzuschauen», erklärt Maksimović. Nicht immer sei eine Beeinträchtigung auf den ersten Blick erkennbar. Oft werde zum Beispiel zu spät erkannt, dass jemand aufgrund von unerkannten gesundheitlichen Belastungen, wie zum Beispiel chronischen Schmerzen oder Traumata, nicht in der Lage ist, einen Sprachkurs erfolgreich zu absolvieren – und nicht wegen fehlendem Willen oder mangelnder Intelligenz.

Zwischen Vertrauen und Triage

Maksimovićs Arbeit beginnt mit Gesprächen, Standortbestimmungen, umfasst medizinische Abklärungen, die Planung angepasster Integrationsmassnahmen – und sie geht weit über fachliche Fragestellungen hinaus: «Es braucht auch Fingerspitzengefühl und Empathie. Viele meiner Klientinnen und Klienten sind geprägt von Angst, Scham oder Misstrauen – besonders gegenüber Ämtern oder Behörden.» Vertrauen aufzubauen, ist bei dieser Arbeit essenziell. «Ich erkläre oft, dass ich selbst aus der Pflege komme, viele Jahre in der Psychiatrie und später im Akutspital gearbeitet habe.» Die Botschaft: Ich bin hier, um zu unterstützen, nicht um zu kontrollieren. Die Früherfassung berücksichtigt entsprechend auch, was selten in Akten steht: psychische Belastungen, kulturelle Prägungen, individuelle Lebensgeschichten. Die Schnittstellen, zwischen denen sich Maksimović bewegt und zwischen denen sie vernetzt, sind genauso vielfältig. Sie reichen von medizinischen Fachpersonen über Sozialdienste bis hin zu Bildungsträgern.

«Integration folgt keinem Standardprozess und braucht eine sorgfältige Herangehensweise.»

«Sie hat zugehört und erkannt, was notwendig ist.» Laila Alami (re) über Katarina Maksimović (li). Die beiden verstehen sich auch dank der interkulturellen Dolmetscherin Nahid Koučekzadeh Dandansaz (m).

Wenn der Standardweg nicht passt

Neben Alami begleitet Katarina Maksimović über zwanzig weitere Menschen mit komplexen medizinischen Herausforderungen. Etwa einen sehbehinderten Mann, für den ein herkömmlicher Sprachkurs ungeeignet ist. Oder eine junge queere Person, die wegen des Umgangs mit Homosexualität in ihrem Herkunftsland an einer posttraumatischen Belastungsstörung leidet. Solche individuellen Beeinträchtigungen haben direkte Auswirkungen auf alle Integrationsbemühungen, und der klassische Weg – Sprache lernen, dann Arbeit oder Ausbildung – ist für viele weder machbar noch zielführend. «Integration folgt eben keinem Standardprozess und braucht in solchen Fällen eine sorgfältige Herangehensweise.»

Umwege als Fortschritt

Auch bei Alami war rasch klar: Es braucht Umwege und Zwischenstationen. Sie ist nicht alphabetisiert – was den Spracherwerb zusätzlich erschwerte. Barrierefreie Alphabetisierungskurse? Mangelware. Deshalb stand anfangs die gesundheitliche Stabilisierung im Fokus sowie der Aufbau einer selbstbestimmten Tagesstruktur. Erst als diese Grundlagen gelegt waren, kam die berufliche Orientierung in den Fokus. Heute lebt Alami in einer rollstuhlgängigen Wohnung, arbeitet vier halbe Tage pro Woche in einer geschützten Einrichtung, hat geregelte Abläufe, soziale Kontakte – und den nächsten Schritt fest im Blick: den passenden, von der Fachstelle gefundenen Alphabetisierungskurs. «Ich freue mich sehr darauf», sagt sie mit leuchtenden Augen.

Zusammenarbeit als Erfolgsfaktor

Damit Menschen wie Alami nicht durchs Raster fallen, arbeitet Maksimović eng mit den Jobcoaches und dem Bereich Sprachförderung der Fachstelle Integration zusammen. Diese sind sensibilisiert und vermitteln potenziell belastete Personen frühzeitig an sie weiter. Auch andere Akteurinnen und Akteure im Asylbereich melden sich bei Maksimović, wenn sie bei Klientinnen und Klienten gesundheitliche Auffälligkeiten wahrnehmen. Ergänzend dazu bietet Maksimović in den Transitzentren in Litzirüti und Chur Gesundheitssprechstunden an. So hat sie Gelegenheit, Personen mit schwerwiegenden Belastungen selbst rechtzeitig zu erfassen, und entlastet gleichzeitig die Mitarbeitenden bei ganz alltäglichen Gesundheitsfragen.



Saša Milanković, Zentrumsleiter in Chur, erinnert sich: «Früher konnten wir bei Fieber oder Schmerzen Medikamente ausgeben – heute braucht es dafür medizinische Fachpersonen. Katarina schliesst diese Lücke perfekt.» Die Zusammenarbeit sei unkompliziert, vertrauensvoll – auch mal per Anruf. «Und die Menschen im Zentrum wissen: Da ist jemand, der zuhört.» Auch seien Notfall- und Arztbesuche seither stark zurückgegangen. Denn neben der Ersteinschätzung, der Beratung und der medizinischen Triage vermittelt Maksimović auch Wissen: Wie funktioniert das Schweizer Gesundheitssystem? Wann muss ich zum Hausarzt? Wann ins Spital? «Es geht um Selbstwirksamkeit», sagt Maksimović. Wer versteht, wie etwas funktioniert, hat weniger Angst und kann aktiver mitgestalten.

«Wer versteht, wie etwas funktioniert, hat weniger Angst und kann aktiv mitgestalten.»

Integration weitergedacht

Sobald eine Klientin oder ein Klient (wieder) bereit scheint für eine Ausbildung, den Aufbau beruflicher Perspektiven oder den Spracherwerb, tauscht sich Maksimović eng mit den Jobcoaches und Fachverantwortlichen im Bereich Sprachförderung aus. «Der Zeitpunkt muss stimmen.» All das geschieht im Sinne der Integrationsagenda Schweiz: Der Bund setzt ambitionierte Ziele – etwa, dass 50% der anerkannten Flüchtlinge innert sieben Jahren im ersten Arbeitsmarkt ankommen sollen. «Das gelingt nur, wenn wir auch jene im Blick haben, deren Weg nicht geradlinig verläuft», sagt Maksimović. «Für mich ist Integration mehr als Spracherwerb und Erwerbsarbeit: Sie bedeutet Teilhabe, Selbstwert und Perspektive.» Dafür brauche es passgenaue Lösungen, Offenheit auf Systemebene – und manchmal auch beharrliche Überzeugungsarbeit. Alamis Geschichte zeigt dies exemplarisch. «Viele fragen mich: Wie hast du das nur geschafft, dazu noch im Rollstuhl?» Sie lächelt. Ihre Antwort: «Mit Gottes Hilfe – und dank Frau Maksimović Geduld.»

RUMANTSCH



ITALIANO





41%

**unserer Ärzte
und Ärztinnen
wurden nicht
in der Schweiz
ausgebildet.**

Vom Operationssaal ins Bergdorf *Der Herzchirurg Ingo Kaczmarek hat eine steile Karriere hinter sich gelassen und ein neues Leben in Vals aufgebaut. Zwischen Skitouristen, Steinbrüchen und Sprachbarrieren ist er heute leidenschaftlicher Dorfarzt.*

TEXT:
PHILIPP
GRÜNENFELDER
FOTO:
DONATA ETTLIN

Guck mal, da wohnt der Papa» – diesen Satz seiner Kinder vergisst Ingo Kaczmarek nie. Gemeint war das Münchner Universitätsklinikum, sein jahrelanger Arbeitsplatz als Herzchirurg und Leiter der Abteilung Herztransplantation. «Ich habe rund um die Uhr gearbeitet. Aber gelebt? Meine Kinder gesehen? Kaum.» Irgendwann nahm der Wunsch nach einem anderen Leben überhand – weniger Zeitdruck, weniger Klinikhierarchie, mehr Nähe und vor allem mehr Familienalltag. So klickte er sich durch Stellenanzeigen – bis ihm eine kleine Annonce aus Vals ins Auge stach. Gesucht: Landarzt mit Selbstdispensation. «Ich wusste nicht einmal, was das ist», sagt er schmunzelnd. Google wusste Rat (Medikamente direkt abgeben) und verriet auch, wo Vals überhaupt liegt (in den Bergen). «Sogar in der Nähe von Flims, wo mir meine Frau in jungen Jahren das Skifahren beigebracht hatte.» Die Entscheidung fiel letztlich nicht schwer und so zog er 2013 mit seiner Familie in die Gemeinde, die händeringend eine Nachfolge für die Dorfpraxis suchte. Zum Glück, denn die Schweiz benötigt viel mehr Ärztinnen und Ärzte, als sie selbst ausbildet. Nicht nur in Hausarztpraxen fehlen sie vielerorts, auch in Spitälern und anderen Bereichen. Und der Bedarf nimmt wegen der voranschreitenden Überalterung der Gesellschaft und der Zunahme chronischer Erkrankungen weiter zu.

«Ohne Zuwanderung würde der Laden auch hier nicht laufen.»

Unberechenbares Ankommen

Die Umstellung war für Kaczmarek gross, trotz allgemeinmedizinischer Erfahrung in der Transplantationsambulanz, einer Art Praxis für 600 chronisch kranke Patientinnen und Patienten. «Ich habe mich deshalb vorab fit gemacht, wälzte in der U-Bahn zum Klinikum Bücher, belegte in der Schweiz Kurse für Ultraschall, Labordiagnostik oder Gipsen.» Das Fachliche liess sich so systematisch auffrischen – die sozialen Veränderungen für ihn und die Familie waren hingegen unberechenbar. Vals ist nicht München und die kleine Gemeinde habe ihre Eigenheiten, weiss Kaczmarek. Er lässt durchblicken, dass ihn auch die Geschichte der neuen Heimat fasziniert, berichtet vom Valser Deutsch und dessen Einwanderungsgeschichte ins rätoromanischsprachige Graubünden. «Hier dominierte lange Abgrenzung zur Sicherung der eigenen Identität und Erbfolge. Manchmal spürt man das noch heute.» Kaczmarek selbst wurde mittlerweile eingebürgert, einstimmig.

Teil des vielstimmigen Vals

In seiner Praxis begegnet er genauso vielen Sprachen wie Sorgen und Schmerzen: Romanisch, Portugiesisch, Italienisch, manchmal auch Tigrinya. «Wenn gar nichts hilft, kommt Google Translate zum Einsatz oder wir benutzen Hände und Füsse. Hauptsache, wir verstehen einander.» Die Menschen arbeiten in der Landwirtschaft, im Steinbruch, bei den Valser Quellen, im Tourismus – «und die Tochter einer portugiesischen Familie nun auf der Gemeindeverwaltung», freut sich Kaczmarek über das eben auch offene, vielstimmige Vals. «Ohne Zuwanderung», so sagt er, «würde der Laden auch hier nicht laufen.» Natürlich fehlt ihm manchmal das urbane Grossstadtleben. Die Oper, ein Trendlokal. Aber die Berge vor der Haustür, die Natur, der direkte Kontakt zu den Menschen? «Unschlagbar.» Und langweilig sei es ohnehin nie: «Im Winter kommen die Skitouristen, im Sommer die Mountainbiker. Ich bin sehr gut beschäftigt.» Ingo Kaczmarek ist angekommen – mit wachem Blick und trockenem Humor: «Ich mache den Job hier sehr, sehr gerne. Die Bevölkerung ist dankbar und die wenigsten möchten mich ausschaffen.» ●

RUMANTSCH



ITALIANO





**Wohnen ist etwas höchst
Privates. Vielleicht
sogar die Definition von
Privatsphäre. Gleichzeitig
ist es zutiefst politisch.
Deshalb blicken wir
mal durchs Schlüsselloch.
→ Seite 6**